

Zeitschrift: Heimatschutz = Patrimoine
Herausgeber: Schweizer Heimatschutz
Band: 70 (1975)
Heft: 1-de

Artikel: Blick auf Bern
Autor: Marti, Kurt
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-174457>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Kurt Marti: Blick auf Bern

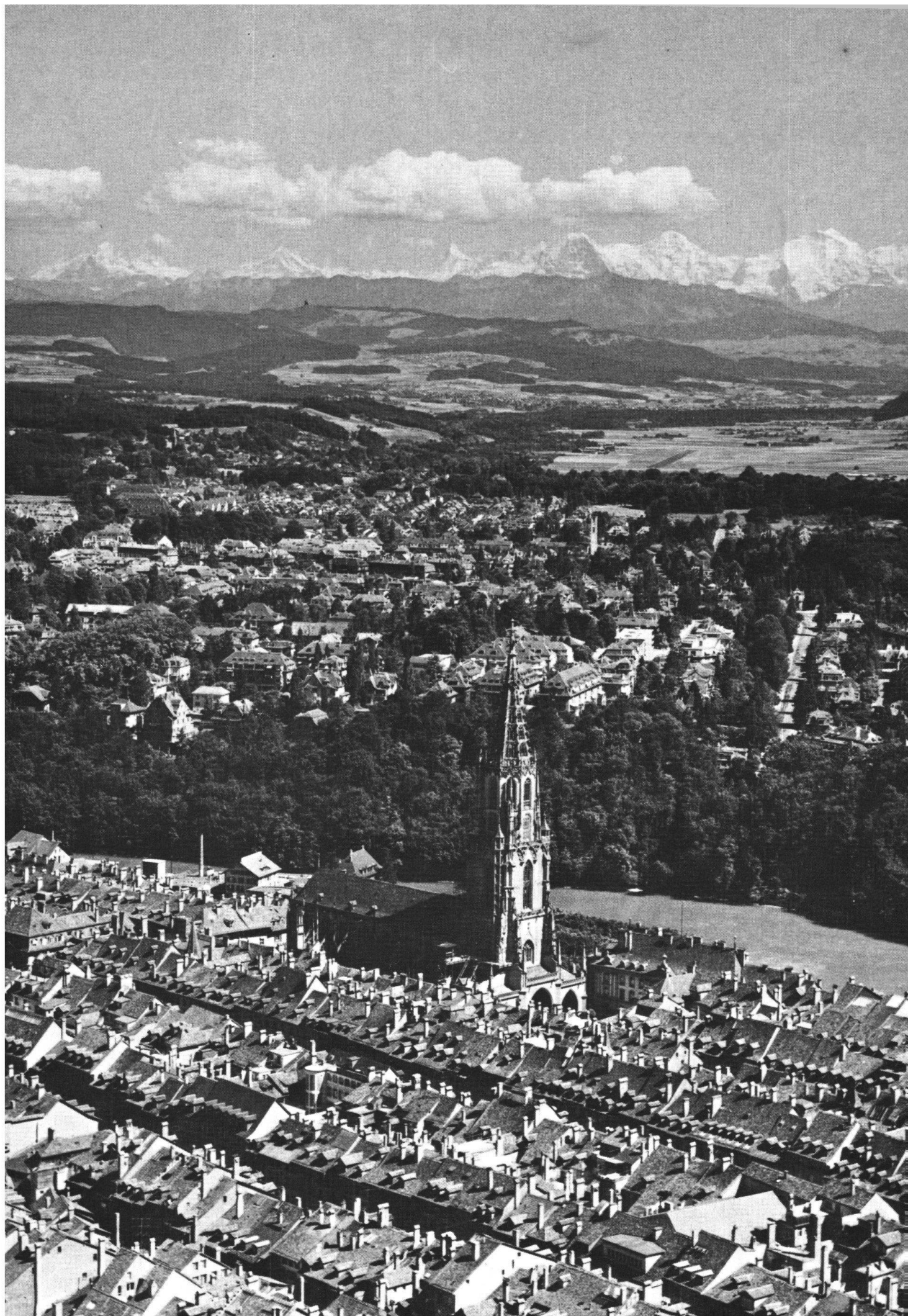
«Bern ist eine Stadt wie andere Städte auch» – das ist ein Satz, den man in Bern besser nicht äussert, obgleich er sich aufdrängt, sobald man in Aussenquartiere oder gar in Neuquartiere am Stadtrand gerät: Mietskasernen, Hochhäuser, rationell und anonym wie anderswo (Profitopolis!) – oder, in vornehmeren Vierteln, unrationelle Zerhäuslung und Vervillung. Bemerkenswert bleiben die Aus-

*«... in der Altstadt kristallisiert sich für Berner und Heimwehberner <die Stadt>, leuchtet sie auf als Heimat.»
(Kurt Marti)*

blicke auf Felder, Hügel, auf den beruhigenden Jurahorizont im Westen, auf Voralpen und Alpenkulisse im Süden. Die Alpen, hat ein Witzbold gesagt, seien die schönste Schweizer Architektur, die zweit Schönste sei Ursula Andress. Der gut gebaute Filmstar stammt aus Berns Vorort Ostermundigen, was beweist, dass auch aus Vororten viel Gutes kommt.

Bern hat das Glück, in eine abwechslungsreiche Landschaft hinein gegründet worden zu sein (angeblich 1191). Was dieser noch fehlt (meines Erachtens), nämlich ein See, findet sich in erreichbarer Nähe: Thunersee, Murtensee, auch Neuenburger- und Bielersee sind etwa eine halbe Autostunde entfernt. Jedenfalls: Bern ist eine Stadt mit viel Landschaft um sich herum. Das prägt auch die politischen Machtverhältnisse im Kanton gleichen Namens. Der grosse Berner Dichter – für Literaturkenner ein Klassiker, für Berner moralische Instanz und nostalgische Herzensstärkung – ist Jeremias Gotthelf (1797–1854), erkonservativer Pfarrer der emmentalischen Bauerngemeinde Lützel-flüh, ein vielbödiges Genie wie heute, auf ähnliche





und doch verschiedene Weise, Friedrich Dürrenmatt, der in Konolfingen (auf halbem Weg ins Emmental) geboren und in Bern aufgewachsen ist. Beide sind Einzelgänger und Nonkonformisten in einem Staat, der im Grunde sich selbst für das beste Kunstwerk hält und Europa einst den Ideologen der Restauration und Reaktion geschenkt hat, Karl Ludwig von Haller (1768–1854).

Behauster noch als in Häusern, Dörfern, Städten fühlen sich autochthone Berner in ihrer Sprache, dem Berndeutsch.

«Die Berner erscheinen mir als die selbstgefälligsten Dialektsprecher, jeden Laut langsam ausgeniessend und jeden Augenblick eine metaphysische Trostfülle rein aus der Tatsache schöpfend, dass man Berner ist und als solcher Berndeutsch spricht.» So der Nicht-Berner Max Rychner, der hier kurze Zeit als Redaktor gewirkt hat. Sein Nachfolger auf dem Redaktionsstuhl fasste die Berner Metaphysik im lapidaren (und durchaus ernst gemeinten) Satz zusammen: «Denn in Bern gepflegt nur eins zu überdauern: Bern!» Bern ist Bern, wie Gott Gott ist.

«Ich gehe in die Stadt», sagen bezeichnenderweise selbst Bewohner stadtberner Wohnquartiere, diesen damit die Qualität «Stadt» absprechend – zu Recht: eine Ansammlung von Schlafstätten ist keine Stadt. Stadt ist, wo man einkaufen, flanieren, sich bilden, sich unterhalten kann und viele andere Leute das gleiche tun sieht. Stadt ist die Innenstadt der Geschäfte und Büros, ihr sehenswertester Teil der mittelalterliche Stadtkern auf der Aarehalbinsel zwischen Zeitglockenturm und Nydeggkirche. Hier, in der Altstadt, kristallisiert sich für Berner und Heimwehberner «die Stadt», leuchtet sie auf als Heimat. Von Goethe bis Theodor Heuss haben Besucher Zauber und Anmut dieses Stadtbildes gepriesen. Wer hier immer wieder geschäftig oder gemütlich durch die Lauben geht, ist wohl tatsächlich ein Privilegierter. Unter seinen Füßen, in Diskussionskellern und Kellertheatern, wird freilich – man dächte es kaum! – viel Rebelliges geredet, gesungen, gespielt. Kontestation und Avantgarde finden buchstäblich im «Untergrund» statt. Immerhin: Sie finden statt! Kaum eine Stadt hat so viele Kleintheater wie Bern. Zuweilen werden hier Stücke gespielt, die es noch nirgendwo sonst zu sehen gab.

Auch Kurt Marti bedauert Berns City-Bildung, bei der Büro- und Geschäftsraum den Wohnraum verdrängen und die Altstadt zur Kulisse zu werden droht. Er preist indessen «die Stadt mit viel Landschaft um sich herum». (Text des Aufsatzes aus Merian 1/28. Jg., S. 54/55).

Fatale City-Bildung leider auch: Büro- und Geschäftsraum verdrängen den Wohnraum, lassen bald nur noch Luxuswohnungen zu. Die Altstadt droht zur Kulisse zu werden. Das hängt auch damit zusammen, dass Bern eidgenössische Bundesstadt ist: Der Bedarf an Büros ist nie gesättigt.

Das pseudoflorentinische Bundeshaus, meinen manche, sei eine ästhetische Katastrophe. Ich bin anderer Meinung. Auch ästhetische Katastrophen, sobald alt genug, werden reizvoll. Das Bundeshaus, seit dem 1. April (!) 1902 in Betrieb, ist jetzt alt genug, um schön zu sein. Seine Bögen, Kuppeln, Zierate, Winklichkeiten mit Durch- und Ausblicken überall flössen Vertrauen ein in den Bundesstaat. Symbolträchtig ist das Viereck des Bundesplatzes: Die eine Seite gehört dem Parlamentsgebäude, die drei anderen Seiten Bankinstituten. Die Anordnung lässt keinen Zweifel aufkommen über die polit-ökonomische Struktur des Landes, wenn schon die berüchtigten «Gnomen» in Zürich, in Bern vorab Beamte sitzen. Bern hat auch wenig Industrie, und diese geht mehr und mehr in ausserbernische Hände über. «Verzürchert» ist, zum Kummer genuiner Berner, ebenfalls die Innenstadt, nachdem etliche einheimische Geschäftshäuser eingegangen sind und ihr Platz von Zweigniederlassungen grosser Zürcher Warenhäuser eingenommen worden ist. Trotzdem halten die Berner dem Kapitalismus so unentwegt die Treue wie seinerzeit ihrer Feudalaristokratie.

Am zauberhaftesten beginnen die Stadt und ihre Landschaft aufzuleuchten, wenn der Föhn regiert, dieser südliche Fallwind, der vom Alpenkamm niederstösst. Kein Blau kann so heftig strahlen wie das eines Himmels, den der Föhn von allem Gewölk befreit hat: psychedelischer Glanz, der alles, auch Körper und Seelen, durchdringt. Die Berge rücken plastisch nahe. Die einen werden auf natürliche Weise «high», andere klagen über Kopfweh: eine Zeit jäher Euphorien oder Karambolagen! Auf einmal merkt man sinnlich, dass Bern eine der südlichsten Städte deutscher Sprache ist.

Love in Bern? Kurt Tucholsky hat boshaft vermerkt: «Die Serbin ist ihrem Mann treu. Die Rumänin ist ihren Männern nicht treu. Die Französin macht ihren Mann anstandshalber zum cocu. Die Berlinerin will es ganz genau wissen. Die Sächsin wirtschaftet, dass das Bett kracht. Und die Bernerin versteht gar nicht, worum man sie gebeten hat.» Da kann man nur feststellen: Entweder hat der Föhn Tucholsky Kopfweh gemacht – oder er hat eben Pech gehabt. Möglich wäre auch: Die Bernerin hat ihn tatsächlich nicht verstanden, weil er zu leise oder zu schnell Hochdeutsch gesprochen hat.